

## Aufstieg und Fall großer Reiche

Paul Kennedys aufregende Studie

*Paul Kennedy: The Rise and Fall of the Great Powers. Economic Change and Military Conflict from 1500 to 2000.* Unwin Hyman London, Sydney 1988. 677 Seiten, 18,95 Pfund.

Paul Kennedys Analyse des Aufstiegs und Falls der Großmächte hat in Amerika für politische Schlagzeilen gesorgt. Das liegt zum einen an aktuellen Bezügen der Studie. Zum anderen steht sie auch in der bedeutenden diplomatiegeschichtlichen Tradition, die im anglo-amerikanischen Raum stets bedeutsam war und nun auch in der Bundesrepublik eine Renaissance hat. Kennedy selbst knüpft im übrigen ausdrücklich an den Essay des „berühmten preußischen Historikers“ Leopold von Ranke über „Die großen Mächte“ aus dem Jahre 1833 an.

Sein Buch gliedert sich in drei große Abschnitte, die dem Verhältnis von „Strategie und Wirtschaft“ in der „vorindustriellen Welt“ (1500–1815), im Industriezeitalter (1815–1942) sowie „heute und morgen“ gewidmet sind. Der Schwerpunkt liegt auf der Entwicklung seit 1884/85, dem Jahr der sogenannten Berliner „Kongo-Konferenz“. Für Kennedy markiert diese Konferenz, die unter anderem zur Beilegung der englisch-französischen Spannungen in Zentralafrika führte, den „Zenit“ der europäischen Vorherrschaft in der Welt: Mit Rußland und den Vereinigten Staaten nahmen nämlich jetzt auch jene beiden Mächte erstmals gemeinsam an einer derartigen Versammlung teil, die zwar Mitte der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts bei der Regelung globaler Fragen eine noch vergleichsweise untergeordnete Rolle spielten, denen aber dann, und vollends nach 1945, die Zukunft in der herausziehenden „bipolaren“ Welt gehören sollte. Damit ist der zentrale Gedanke des Buches angesprochen, die Frage nach den Gründen dieser Entwicklung: Warum stiegen einige Mächte zu Großmächten auf, und warum verloren andere diesen Status? Zweifellos ist der zweite Teil der Frage der interessanter, auch für Kennedy. Mit Blick auf die abschließend aufgeworfene Frage nach dem Schicksal der Weltmacht Amerika, ist das Buch eine Analyse des Untergangs der großen Mächte der Neuzeit, seiner Ursachen sowie der gescheiterten Versuche, ihn aufzuhalten oder abzuwenden.

Dabei geht Kennedy von der Annahme aus, daß die Dynamik des Wandels auch in den internationalen Beziehungen vor allem durch wirtschaftliche und technologische Entwicklungen bestimmt wird. Das unterschiedliche wirtschaftliche Wachstum

### Die imperiale Überbürdung

Ähnlich wie Großbritannien um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, aber beispielsweise auch Spanien am Ende des 16. Jahrhunderts, sehen sich jetzt die Vereinigten Staaten als Erben einer stattlichen Reihe von Verpflichtungen, die vor Jahrzehnten übernommen wurden, zu einer Zeit, als die politischen, wirtschaftlichen und militärischen Kapazitäten wesentlich größer und gesicherter waren. Mithin befindet sich Amerika in der Situation einer imperialen Überbürdung und Überdehnung („imperial overstretch“), die im Falle des britischen Weltreiches innerhalb von 30 Jahren, zwischen 1914 und 1945, zu dessen Zusammenbruch führte.

Anders als die Vormächte der vergangenen 500 Jahre sehen sich die Vereinigten Staaten auf dem Weg ins 21. Jahrhundert einer qualitativ neuen Bedrohung gegenüber, der angesichts des globalen amerikanischen Engagements besonders groß erscheinenden Gefahr der nuklearen Vernichtung. Daß die für enorme Rüstungsanstrengungen erforderlichen Mittel ihren Tribut fordern, steht für Kennedy außer Frage. Dazu zählt er vor allem ein verlangsamtes Wirtschaftswachstum, die sinkende Wettbewerbsfähigkeit der amerikanischen Industrie mit ihrer wohl markantesten Begleiterscheinung, dem Haushaltsdefizit. Die „protektionistische Stimmung“ weiter Kreise der amerikanischen Bevölkerung überrascht den Autor um so weniger, als er auch hier die entsprechende historische Parallele sieht, und zwar in der englischen „tariff reform“-Bewegung der Jahrhundertwende. Der historische Vergleich ist mithin in keiner Hinsicht „ermutigend“, und Kennedy beantwortet dann auch die Frage, ob die Vereinigten Staaten ihre gegenwärtige Position zu halten vermögen, mit einem klaren „Nein“.

Gleichzeitig sieht er doch Indikatoren, die eine andere Entwicklung anzudeuten scheinen. Die Größe des Landes, die Zahl seiner Einwohner sowie seine enormen eigenen Ressourcen legen den Schluß nahe, daß Amerika weder auf die Stufe etwa Spaniens oder der Niederlande absinken noch wie das Römische Reich oder die Habsburger-Monarchie zerfallen noch schließlich wie die Britischen Inseln auf die Größe einer wirtschaftlichen Mittelmacht reduziert werden. Aus dieser Sicht der Dinge hätte Amerika als erstes Land der Neuzeit die Chance, den Untergang als Großmacht abzuwenden. Und eben deshalb definiert Kennedy die Vereinigten Staaten auch nicht als untergehende, sondern als die im „relativen Niedergang“ befindliche „Nummer eins“ des Staatensystems.

Für diese Prognose fügt der Autor einen letzten, vor allem auch für deutsche Leser bemerkenswerten Aspekt in seine Argumentation ein: Würde der wirtschaftliche Niedergang der Großmächte Europas im Verlauf der vergangenen fünf Jahrhunderte auch durch die militärische Stärke der Mitbewerber um die Vormachtstellung bestimmt, so hat sich diese Situation nach 1945 entscheidend geändert: der relative wirtschaftliche Abstieg der Vereinigten

der einzelnen Nationen hat daher langfristige Folgen für ihre militärische Stärke und ihre strategische Position. Umgekehrt ist es dann auch nicht überraschend, daß alle größeren Verschiebungen des globalen militärischen Gleichgewichts auf entsprechende Veränderungen des „produktiven“ Gleichgewichts gefolgt, also durch wirtschaftliche Kräfteverlagerungen zumindest in entscheidendem Maße mitverursacht worden sind. Schließlich wurden Aufstieg und Fall der verschiedenen Staaten und Reiche durch den Ausgang großer Kriege bestätigt. Dieser aber war mit zwei Faktoren verknüpft: Zum einen war der Sieg in diesen militärischen Auseinandersetzungen nach Kennedys Beobachtungen immer auch von den Vorteilen der jeweiligen geographischen Lage abhängig. Zum zweiten hatte der Sieger stets auch – und hier schließt sich der Kreis der Argumentation – die größeren materiellen und finanziellen Ressourcen.

Je militärisch und politisch stärker ein solches Land nun freilich wurde, um so mehr Mittel mußte es notgedrungen zur Erhaltung seiner Macht und seines Einflusses ausgeben, um so weniger Ressourcen standen für andere Zwecke zur Verfügung, wie beispielsweise die technologische Weiterentwicklung oder die Erhaltung von Wohlstand, und um so deutlicher führte dieser Prozeß, jedenfalls auf lange Sicht, zur Schwächung seiner Machtbasis. Insofern – und dies ist der springende Punkt der Analyse – befinden sich die Großmächte auf dem Höhepunkt ihrer Machtstellung und ihres Einflusses zugleich immer auch schon im Zustand eines relativen wirtschaftlichen Abstiegs. Dieser hat aber bislang immer auch den militärischen und politischen Abstieg nach sich gezogen.

Wenn diese Analyse zutrifft, dann haben die Vereinigten Staaten als die derzeitige Supermacht ebendieses Punkt erreicht, wenn nicht überschritten; dann wäre ihr – den jetzt erkennbaren wirtschaftlichen Schwächezeichen folgender – strategischer und politischer Abstieg nur noch eine Frage der Zeit. Das ist nicht neu, aber in dem großen historischen Zusammenhang, in den Kennedy die Analyse rückt, gewinnt sie doch bestechende Eindringlichkeit. Tatsächlich sind die historischen Parallelen, welche Kennedy im letzten Teil seiner Studie zieht, verblüffend. Aus naheliegenden Gründen wählt er vor allem immer wieder den Vergleich mit der britischen Weltmacht in den Dezennien vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, als sich diese auf dem Höhe-, aber eben auch Scheitelpunkt ihrer imperialen Entwicklung und ihres Einflusses in der Welt befand.

Staaten ist eben auch das Resultat des ständig wachsenden relativen Gewichts von Ländern wie der Bundesrepublik Deutschland und Japan, also der Verbündeten der westlichen Vormacht.

Natürlich enthält diese Diagnose bereits den Therapieverschlagn: Eine verstärkte Beteiligung der Verbündeten an den Verteidigungsausgaben könnte zu einer Entlastung Amerikas, damit zur Erholung der amerikanischen Wirtschaft und insgesamt zur Stabilisierung der strategischen Position der Vereinigten Staaten beitragen, an der auch jene Mächte interessiert sein müßten. Doch der Historiker Kennedy hält sich mit konkreten Vorschlägen zurück. Die Vereinigten Staaten, so Resümee und Prognose, werden trotz aller wirtschaftlichen Reduktionen auch „in ferner Zukunft“ und „schlicht wegen ihrer Größe“ immer noch „eine sehr bedeutende Macht“ sein, freilich unter den veränderten Umständen des 21. Jahrhunderts. Für dieses prognostiziert Kennedy das Ende der bipolaren Welt und die Rückkehr zu einem globalen „multipolaren System“. Aus fünf Machtfaktoren werde das Staatensystem der Zukunft bestehen: China, Japan, Westeuropa, der Sowjetunion und Amerika.

Das Buch läßt Fragen offen. Einige Analysen und Interpretationen fordern Widerspruch heraus. Das dürfte nicht zuletzt für das Problem der Vergleichbarkeit so unterschiedlicher Epochen gelten: Sind etwa die großen militärischen Auseinandersetzungen des 17. bis 20. Jahrhunderts, wie der Dreißigjährige Krieg, der Siebenjährige Krieg oder der Zweite Weltkrieg, tatsächlich unter dem gleichen Gesichtspunkt des ökonomischen Wandels angemessen zu erfassen? Unterliegt die globale „Überbürdung“ einer Großmacht im Zeitalter der MX-Raketen den gleichen Gesetzen wie in der Ära des Vorderladers und des Segelschiffes? Ist der Sieg in den großen Auseinandersetzungen der vergangenen 500 Jahre tatsächlich immer auch mit den „größeren materiellen“ Ressourcen einhergegangen, wie Kennedy erstmals am Beispiel des Siebenjährigen Krieges zu belegen sucht? Oder deutet Preußens Erfolg in dieser Auseinandersetzung nicht gerade, und unbeschadet der englischen Subsidien, auf das Gegenteil?

Solche Fragen mindern keineswegs Kennedys Leistung; sie lassen vielmehr erkennen, in welchem Maße seine Analysen zur Auseinandersetzung anregen. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Staatensystems. Darüber hinaus besitzt die Studie tagespolitische Aktualität. Zwar zählt die Bundesrepublik nicht, wie vormals das Deutsche Reich, zu jenen in ihrer Existenz als Großmacht bedrohten Staaten, denen das Interesse Kennedys gilt. Als mit der westlichen Vormacht verbündete Mittelmacht muß sie freilich ein erhebliches Interesse am Schicksal Amerikas haben. Wie die Geschichte zeigt, hat der Fall einer großen Macht niemals nur diese selbst betroffen, sondern stets auch die mit ihr verbundenen Mächte und deren Zukunft im Staatensystem. GREGOR SCHÖLLGEN



## Der verspätete Aufklärer

Boris Meissner über Gorbatschows Sowjetunion

*Boris Meissner: Die Sowjetunion im Umbruch. Historische Hintergründe, Ziele und Grenzen der Reformpolitik Gorbatschows.* Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1988. 392 Seiten, 42 Mark.

Eine bewegte Entwicklungsphase durchläuft die Sowjetunion unter Parteichef Gorbatschow. Boris Meissners Analyse der Umgestaltungspolitik, Perestrojka, erscheint kurz vor der 19. Parteikonferenz, der entscheidende Bedeutung für den Fortgang und den Erfolg der Reformpolitik zukommt. Meissner hat in vorausgegangenen Aufsätzen, Vorträgen und Artikeln die ersten beiden Etappen der Perestrojka im Auf und Ab der Bemühungen ihrer konservativen Gegner nachgezeichnet und kommentiert. Mit dem vorliegenden Buch ist ihm durch den Rückgriff auf die bisherigen gesellschaftspolitischen Wendepunkte und Umbrüche des sowjetkommunistischen Staatswesens seit der Oktoberrevolution 1917 eine Gesamtschau der Sowjetgeschichte mit ihren unterschiedlich erfolgreichen Partei- und Staatsführern gelungen.

Im Mittelpunkt dieses zeitgeschichtlichen Reiseführers steht Gorbatschow als der – am ehesten mit Peter dem Großen vergleichbare – verspätete Aufklärer und Reformator des großrussisch geprägten Riesenreiches. Meissner charakterisiert die Jahre der Gerontokratie und des Interregnums nach Breschnevs Ableben als Phase des Aufstiegs Gorbatschows und als das Vorspiel zur Perestrojka. Seine Rückschau auf den 27. Parteitag zeigt noch einen Gorbatschow in den Fesseln des alten bürokratischen Konzeptes der Reorganisation des Sowjetstaates nach der Formel einer „weiteren Vervollkommnung“ des Systems. Der Parteichef geißelte schon damals diese „eigenartige Mentalität“ mit der Frage, wie man die Sache verbessern könne, ohne etwas zu verändern. Ihm ging es bei seiner Strategie einer sozial-ökonomischen Beschleunigung schon um einen systempolitischen „Sprung nach vorn“. Er wagte es jedoch noch nicht, sich mit jener

für den politischen Sprachgebrauch des spätstalinistischen Systems ungewöhnlichen Terminologie wie „Reform“ und „Revolution“ zu exponieren.

Das geschah auf dem ZK-Plenum Ende 1987, wo Gorbatschow die konzipierte Umgestaltung der Wirtschaft mit der Forderung nach einer Erneuerung von gesellschaftlichen und politischen Strukturen verband. Das Zentralkomitee folgte ihm offensichtlich nicht bei seiner Forderung nach Demokratisierung des Sowjet-systems, da sich diese nicht im ZK-Beschluß niederschlug. Wenn damit das Prinzip der Glasnost, der Offenheit und Aufrichtigkeit, in der Politik zu verbinden wäre, welche Unwägbarkeiten könnten sich daraus für die bürokratisch verfestigte politische Klasse und ihre Nomenklatura ergeben? Dieses Dilemma zieht sich bis heute, zumindest bis zur Beratung der 19. Parteikonferenz, jenes „kleinen“, außerordentlichen Parteitages Ende Juni dieses Jahres, wie ein roter Faden durch die reformpolitische Debatte der Ära Gorbatschows.

Wichtig erscheint dem Autor die Frage nach den gesellschaftlichen und politischen Schranken und Hindernissen, die ein Gelingen der Reformpolitik vereiteln könnten. Sein Hinweis auf die „Novosibirsker Studie“ der Akademie-Professorin Tatjana Saslawskaja thematisiert auch die überfällige und von Frau Saslawskaja und ihrer Richtung favorisierte Kritik am sowjetkommunistischen Gesellschaftsmodell. Da wird ein Strukturmodell entwickelt, das in der Sowjetgesellschaft 75 soziale Gruppen ausweist und damit auch die Existenz unterschiedlicher sozialer Interessen zugeht. Neu ist ebenso der Versuch einer soziologischen Analyse der gesellschaftlichen Großgruppe der Bürokratie. Die von sowjetischer Seite erkannten Widersacher oder Bremsen des Reformprozesses werden in Meissners Buch ebenso erfaßt wie die Phasen und Bedingungen für den Erfolg des reformpolitischen Umbruchs. Bei aller Sachlichkeit – eine spannende Lektüre. EDUARD GLOCKNER

## Deutsche Ureinwohner in der Ein-Eltern-Familie?

Aus politischen Zeitschriften

„Kinder sind der lebendige Impuls für Zukunftswillen.“ Während unser Land, um seine kommenden Probleme zu meistern, auf eine hinreichend große Kinderzahl dringend angewiesen ist, jedenfalls eine größere als heute, muß man in einer Gesellschaft, in der Kinderlosigkeit immer mehr um sich greift, nach Schübel's Vermutung mit wachsender Kinderfeindlichkeit rechnen. „Das soziale Zusammenleben wird von den Ansprüchen und den Maßstäben Erwachsener, und zwar überwiegend solcher Menschen bestimmt sein, die selbst keine Kinder haben. Man muß nicht Pessimist sein, um vorherzusagen, daß in solcher Umwelt fröhliches Kinderspiel und Kinderlachen eher als Belästigung denn als Freude empfunden werden.“

Wie die Bevölkerung in ihrer Mehrheit denkt, so handeln die Politiker; das ist das Gesetz der Demokratie. Muß man nicht schon heute weithin eine kinderfeindliche Mentalität und eine entsprechende Politik konstatieren? Fides Krause-Brewer sieht (in Heft 237 der „Politischen Meinung“) selbst bei Eltern eine negative Veränderung der Einstellung gegenüber ihren Kindern. Früher habe es geheißt: „Unsere Kinder sollen es einmal besser haben als wir.“ Dafür hätten Eltern hart gearbeitet. Seit fünfzehn Jahren sei die Parole: „Laßt uns in Saus und Braus leben. Die Rechnung bezahlen einmal unsere Kinder.“ Kein Politiker solle sich nachsagen lassen wollen, er leiste mit seiner Politik einem solchen Trend Vorschub.

Unsere Politiker tun sich familienpolitisch schwer, erscheinen oft hilflos. Weil wir alle mit einer stillen, langfristigen Revolution konfrontiert sind, deren Auswirkungen bisher weitgehend unklar bleiben: Die Position der Frauen hat sich grundlegend verändert. Ihre beruflichen Möglichkeiten, ihre Selbstbestimmung und ihr Selbstbewußtsein sind in kurzer Zeit auf breiter Front stark gestiegen. Trotz vieler Verzögerungen und Rückschläge haben sie heute praktisch zu allen sozialen Bereichen und Hierarchien Zugang. Viele Frauen sind heute beweglicher, unabhängiger, aktiver als Männer, schreibt Uwe Hornauer im Maiheft der „Evangelischen Kommentare“ unter der

## Die Supermächte als Rivalen

Erinnerungen eines Experten

*William G. Hyland: Mortal Rivals. Superpower Relations from Nixon to Reagan.* Random House, New York 1987. 271 Seiten, 19,95 Dollar.

Die Spitzkehren der amerikanischen Sowjetunionpolitik geben nicht nur dem Europäer Rätsel auf. In der vergangenen Dekade hat sich die Position der Amerikaner dreimal geändert. 1979 schlossen sie den SALT-II-Vertrag, betrieben von 1980 bis 1984 eine Politik der Konfrontation und der Isolierung der Sowjetunion, mit der sie, wiederum drei Jahre später, den ersten Abrüstungsvertrag der Weltgeschichte schlossen. Der zweite, der die Interkontinentalraketen halbiert, wird vielleicht noch in diesem Jahr folgen. Nach neun Jahren befindet sich die amerikanische Sowjetunionpolitik wieder an der gleichen Entspannungsposition wie 1974, nur mehrere Grade höher. Der Beschreibung dieser kreisenden Bewegungen hat sich Hyland gewidmet. Er war von 1969 bis 1977 im Weißen Haus tätig, in den letzten beiden Jahren sogar als stellvertretender Nationaler Sicherheitsberater des Präsidenten. Er war einer der engsten Mitarbeiter Kissingers, zuständig in erster Linie für Rüstungskontrolle. Mit dem Ende der Ära Kissinger vertauschte er den wissenschaftlichen und den publizistischen Reflex der amerikanischen Außenpolitik in der großen und einflussreichen Zeitschrift „Foreign Affairs“.

### Wenig Interesse für Innenpolitik

Darüber wunderte sich Hyland, und er wunderte sich auch über den Widerstand, den die Einigung von Wladiwostok sowohl in Gestalt taktischer Feinheiten der Bürokratie wie in der Form frontaler Ablehnung durch den politischen Konservatismus fand. Ford (und Hyland) hatten erreicht, was Nixon und Kissinger in drei Jahren nicht geschafft hatten – warum sollte dieser Fortschritt „an der Innenpolitik“ scheitern?

Hyland steckt zwar noch den Schlüssel in diese Büchse der Pandora, aber er schließt sie nicht auf. Wie Kissinger sieht er in den „domestic politics“ nur einen Störfaktor der Außenpolitik. Er legt ihr gegenüber das etwas nervös gewordene Desinteresse des traditionellen diplomatischen Fachmanns an den Tag. Er kann nicht umhin festzustellen, daß die Entspannungspolitik von 1974 bis 1976 Schritt für Schritt erodierte; als Ursachen dafür macht er nur einen plötzlichen Anstieg des Antikommunismus und konservative Journalisten aus.

Diese Ausblendung der Innenpolitik hat ihren Grund vornehmlich darin, daß Hyland keine Abhandlung geschrieben hat, sondern seine Erinnerungen in Form einer Darstellung präsentiert. Zwei Drittel des Buches sind dem Erlebnisbericht über die Jahre unter Nixon und Ford gewidmet; die Carter-Zeit wird als Interludium gewertet, die Reagans eher als Postludium abgehandelt. Diese Vermischung der beiden Stile ist in sich reizvoll. Sie erlaubt es dem Autor, nach Art der Memoiren vergrößert dargestellte Einzelheiten einzubauen in die Schilderung eines Gesamtzusammenhangs. Das dadurch entstehende, und vom Autor gewiß

Doch Hyland hat das Rätsel nicht gelöst, sondern beiseite gelassen, indem er die Wegbiegungen der amerikanischen Sowjetunionpolitik begründet, die Spitzkehren abgetragen hat. Sein Buch zeichnet einen weitgehend kontinuierlichen Weg, der zur militärischen Stärke Amerikas, aber auch zur rüstungskontrollierenden Verständigung mit der Sowjetunion führt. Nur ab und zu und nur in leicht löslicher Tuschkarte werden die Stolpersteine gemalt, die die „Hardliner“ im Pentagon in diesen Weg gerollt haben, werden Umleitungen angedeutet. Wer nicht genau hinschaut, übersieht diese lästigen Hindernisse.

Auf dem breiten Weg aber erkennt er viele wichtige Einzelheiten. Hyland arbeitete als Experte, er hatte es mit den Details und mit den Hartnäckigkeiten sowjetischer Verhandlungskunst zu tun, auch mit den Schwierigkeiten der Konsensbildung in der heimischen Bürokratie. Hier fallen für den Leser zahlreiche Neuigkeiten an, beispielsweise die Unterstützung der Wladiwostok-Zahlen durch die Vereinten Generalstabschefs, die nicht einmal in der Zukunft ein „Fenster der Verwundbarkeit“ erkennen konnten, oder der Streit um den Backfire-Bomber, von dessen begrenzter Reichweite sich die Amerikaner weder durch die sowjetischen Fachleute noch durch den Anblick der Konstruktionspläne dieser Maschine überzeugen lassen wollten.

gewollte stilistische Ungleichgewicht zwischen dem Rang des Ereignisses und dem ihm gewidmeten Darstellungsraum belebt die Lektüre, läßt den Leser leicht unterschätzen, wie viele wichtige und interessante Details ihm der Autor gerade auf dem trockenen Gebiet der Rüstungskontrolle vermittelt. Hylands Buch kann getrost als Fortsetzung der Memoiren Kissingers gelten. Mit dem Jahr 1974, an dem Kissingers Erinnerungen (vorläufig) enden, beginnt Hylands Quelle besonders ergiebig zu sprudeln: der Stellvertreter als Vor-Schreiber.

So ist ein Buch entstanden, das ebenso lesbar wie wichtig ist, die Langatmigkeit wissenschaftlicher Analysen vermeidet, dafür viele Einsichten mit großer Anschaulichkeit präsentiert.

Wohl weil Hyland die großen Konflikte in der Dritten Welt, im Horn von Afrika und in Afghanistan, nicht mehr als Akteur, sondern als Beobachter erlebt hat, wird sein Schreibrich größer und politischer. Hyland empfiehlt, das „Linkage“ wiederzubeleben, Kissingers Versuch, mit den Lockungen der Rüstungskontrolle und Abrüstung die Sowjetunion zur Selbstbeschränkung in der Dritten Welt zu bewegen. Er warnt, wie sein Meister, vor der Vervollständigung der Abrüstung, vor Reykjavik und Washington, die er als Tendenz zum amerikanischen Isolationismus interpretiert. Hier schimmert, am Schluß des Bandes, ein umfassenderes Bild des amerikanischen-sowjetischen Konfliktes durch; aber es bleibt in dem Rahmen, den die Diplomatie Kissingers gezogen hatte. ERNST-OTTO CZEMPIEL

Überschrift „Der lange Abschied vom Patriarchat“.

„Frauen können und tun offensichtlich nahezu alles das, was Männer bisher taten. Und auch Männer können heute theoretisch alles, was Frauen machen. Sie tun es zwar kaum, aber einige bemühen sich immerhin... Spät hat sich die Erkenntnis Simone de Beauvoirs durchgesetzt, daß die Frau nicht als Frau geboren, sondern zu ihr erzogen wird. Heute erst wird deutlich, daß natürlich dasselbe auch für den Mann gilt. Jahrtausende altes Verhalten ist eben nicht in einer Generation zu überwinden, erst recht nicht für den, der dabei bewußt oder unbewußt etwas zu verlieren hat und seine neue Rolle noch nicht zu definieren weiß.“

Die verbreitete Verunsicherung der Männer, die Erschütterung ihres überkommenen Rollenverständnisses hat Auswirkungen. Je traditioneller ein Mann seine Position sieht, desto größere Schwierigkeiten hat er, eine befriedigende oder glückliche Ehe zu führen. Jedenfalls behauptet das Dagmar Metzger in Heft 4 von „Psychologie heute“ im Anschluß an eine Untersuchung von Hertha Collin über „Verlassene Männer“. Lapidar stellt Frau Metzger fest, Frauen seien heute eher bereit als früher, ihren Mann zu verlassen – und das bedeute, daß die Männer zum Gelingen einer Partnerschaft mehr beitragen müßten als zuvor.

In Folge 13 der Beilage zum „Parlament: Aus Politik und Zeitgeschichte“ erörtert der Zürcher Soziologe Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny die Auswirkungen der veränderten Rahmenbedingungen, Verhaltensweisen und Erwartungen auf das künftige Familienleben. Er gibt der bisher üblichen Ehe mit Kindern kaum eine Überlebenschance. Am besten, meint er, werde ein Familientyp zurecht kommen, dessen Mitglieder in zwei Haushalten „getrennt zusammenleben“ – „Living apart together“ sei das neue Modell. Die emotionalen Beziehungen würden durch das Getrenntleben entlastet. Auch reduziert sich die Konflikte, die sich sonst aus der Daueraufgabe ergäben, den Alltag des Zusammenlebens zu meistern. Soziale Netzwerke verschiedener Art könnten dergleichen locker verbundene

Familien stützen. „Schließlich würden der Zusammenbruch und die Auflösung einer solchen Familie sehr wahrscheinlich sowohl für die Eltern als auch für die Kinder weniger traumatisch sein als das Scheitern einer konventionellen Familie, da sie von Anfang an eine „doppelte“ Ein-Eltern-Familie ist. Angesichts der hohen und weiter zunehmenden Scheidungsrate ist dies keineswegs eine abwegige Perspektive.“

Es ist zu fürchten: doch. Eine rechte Professoren-Idee! Man kann auch bezweifeln, daß sich – wie Hoffmann-Nowotny meint – Ein-Eltern-Familien als „eigenständige Familienform“ jetzt oder in Zukunft etablieren werden. Denn ist die Ein-Eltern-Familie – oder die kunstvolle Kombination zweier solcher Teilmfamilien, wie sie dem Zürcher Gelehrten vorschwebt – wirklich eine Lebensform? Ist das nicht eher ein unfreiwilliges, von den Beteiligten bedauertes Zerfallsprodukt? Im selben Heft der Beilage zum „Parlament“ Nr. 13 erörtern Hans Bertram und Renate Bormann-Müller die „Pluralisierung von Lebensformen“, also die neuen Gestaltungsmöglichkeiten von Partnerschaften. Dabei widersprechen sie einer Idealisierung von Ein-Eltern-Familien. „Die Betroffenen selbst nehmen sich kaum als gesellschaftliche Avantgarde einer neuen Lebensform wahr. Sie wünschen sich zum überwiegenden Teil wieder eine Partnerschaft... Die Dreifachbelastung Beruf, Haushalt und Kinder ist kaum zufriedenstellend zu bewältigen. Mehr Zeit für den Beruf aufzubringen bedeutet Vernachlässigung der Kinder; genießen die Kinder Priorität, heißt das, auf berufliches Weiterkommen zu verzichten. Die Bewältigung des Alltags hängt bei Alleinerziehenden davon ab, daß keine unvorhergesehenen Zwischenfälle eintreten; Krankheitsfälle gelten als „Katastrophe“... Ein-Elternteil-Familien müssen mit ungleich mehr Schwierigkeiten fertig werden als Zwei-Eltern-Familien, in denen die Rollenverteilung oder das gemeinsame Ausüben der Ernährer- und Erzieherrolle eine wesentliche Entlastungsfunktion hat.“ Die Lebensplanung der weitaus meisten Menschen sei auf Partnerschaft angelegt. ARNULF BARING